Morgen-Ausgabe.

Das Kleine Journal

Nr. 37. Telephon, Amt I Nr. 7654. Zeitung für alle Geſellſchaftsklaſſen. Telephon, Amt I Nr. 7654. 16. Jahrgang.

Erſcheint wochentäglich je **zweimal**, auch **Montags** früh. **Preis** für **Berlin** bei täglich **zweimaliger** Zuſtellung frei **ins Haus monatlich 1 Mk.** Einzelne Nummern **5 Pf.** **Inſerate** 40 Pf. pro Zeile. **Berliner Anzeiger** 10 Pf.

Berlin, Sonntag, den 21. Januar 1894.

Expedition Jeruſalemer-Straße 53/54. **Auswärts** ſind Abonnements **bei ſämmtlichen Poſtanſtalten zum** Preiſe von **3 Mk. pro Quartal**, bei täglich **zweimaliger** Zuſtellung, zu bewirken.

Die verblichene Kellerratte.

Sie röchelte nur noch leiſe unter Payer's unbarmherzigen Streichen, ihr brechender Blick hing an dem Miniſter v. Mittnacht, dem ſtreng konſervativen Herrn, ob er nicht das Schooßkind des Berliner Kollegen zu retten ſich bemühen werde. Da reichte der Miniſter dem Demokraten in vollem Einverſtändniſſe die Hand, und nun war es um die Kellerratte geſchehen. Der Winzer athmet erleichtert auf, und wir ſehen vergnügt dem Feſte der Antheſterien entgegen, dem Tage, an welchem der trinkwürdig gereifte 1893er verzapft werden wird. Nun wird getrunken, dem Finanzminiſter zum Trotz, nun mit geſchwungenem Beine der Boden geſtampft.

Herr Miquel und Genoſſen haben die Weinſteuer für nothwendig erklärt, erſtens zur Deckung der Militärlaſten, zweitens aus dem Geſichtspunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit, eine Etikette, die der Miniſter auf alle ſeine Steuerflaſchen klebt. Hat er niemals die Ode I. 18 des Horaz zum Lobe des Weines zu Geſicht bekommen? Da heißt es: Quis post vina gravem militiam aut paupertatem crepat! (Wer wird über Laſten des Kriegs und über ſchlechte Zeiten klagen, wenn er eine Ladung Wein im Leibe hat!) Hilft ſomit der Wein über Militärſorgen und ſoziale Mißſtände hinweg, ſo hat der Finanzminiſter doppelt fehlgegriffen, indem er den Wein belaſten wollte für militäriſche und ſoziale Zwecke.

Leider hat die Steuervorlage ſchon dadurch, daß ſie vorgelegen hat, Unheil angerichtet, mancher arme Produzent hat ſich beeilt, das gute Produkt der letzten Ernte unter dem Werthe loszuſchlagen, weil er nach der Perfektion der Steuer noch geringere Preiſe befürchtete. Jeder, welcher die Winzerverhältniſſe kennt, muß der Angabe des Abg. Braubach vom Centrum zuſtimmen, daß ſie großentheils zu den geplagteſten und ſorgenvollſten Arbeitern gehören. Ihnen folgen nicht auf ſieben fette Kühe ſieben magere und umgekehrt, ſondern die ſieben mageren ſind gewiß, aber nur eine fette folgt und iſt ungewiß. Wer die Leute geſehen hat, wie ſie in Körben auf dem Rücken den Dung die Berge hinauftragen, ſieht ſie gern von neuen Steuern verſchont. Die Meinung, daß die Steuer den kaufkräftigen Weinhändler, nicht den verſchuldeten und des Geldes bedürftigen Winzer treffen würde, geht von naiven Anſchauungen aus. Viele Winzer können den Kaufmann gar nicht abwarten, ſondern geben den Wein von der Kelter weg zum Ausſchank hin.

Viel iſt im Reichstag von Qualitätsweinen geſprochen, wie bei der Verhandlung über die Tabakſteuer von Qualitätscigarren. Den Raucher hat man dadurch beruhigen wollen, daß er nicht an der Qualität, ſondern nur an der Quantität eine kleine Einbuße erleiden werde, indem die Cigarren kleiner geſtaltet würden; von dem Weintrinker behauptet Herr Gamp, daß er, ſobald der Qualitätswein, an den er gewöhnt ſei, theurer werde, einfach mehr anlegen werde. Aber es handelte ſich ja nicht um eine Steuer auf Kabinetsweine, ſondern auf alle im Preiſe über 50 M. für das Hektoliter, und die Konſumenten, auf deren Durſt bei einer Weinſteuer überwiegend gerechnet werden muß, ſind in Bezug auf Qualität ganz anders geſtimmt, als Herr Gamp glaubt. Sie huldigen dem ſauren, nicht dem ſüßen Weine, ſie fürchten in Folge der Steuer eine Verbeſſerung, nicht eine Verſchlechterung des Getränks. Der beſteuerte Winzer macht, durch Nothwehr ſich ſchuldlos fühlend, aus einem Hektoliter Wein zwei, oder, wie ein Redner im Reichstag ſagte, er ahmt den Vorgang bei der Hochzeit von Kanaan nach. Wenn aber Waſſer zugeſetzt wird, ſo muß auch Sprit und Zucker zugeſetzt werden, und dann iſt uns der ſaure Qualitätswein, in Süddeutſchland auch Heckenwein genannt, verloren.

Mit tiefer Beſchämung haben wir aus dem Munde des Abg. Zorn von Bulach vernommen, wie weit die Elſaß-Lothringer uns voraus ſind. In den Reichslanden kommen 57 Liter Wein jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, hierzulande nur 6. Daraus ergiebt ſich aber auch, wie ungerecht die geplante Steuer wäre. Die ſchönen Worte von moraliſcher Eroberung der Reichslande, die wir oft vernommen, haben recht geringen Werth, wenn die Thaten ihnen ſo ſchroff widerſprechen. Der Abg. Simonis hat die Leidensgeſchichte der reichsländiſchen Winzer an den Fingern aufgezählt: Erſt der Handelsvertrag mit Italien, dann das Reichsgeſetz, welches die Verbeſſerung des Weines durch Zuckerwaſſer geſtattet, hierauf der Handelsvertrag mit Spanien, endlich die Steuervorlage. Wenn nun auch viele Produzenten die eingeführten fremden Weine zur Miſchung benutzt haben, ſo iſt doch das ganze Geſchäft arg geſtört worden, und die Intereſſenten haben überdies durch die beſtehende Weinumſatzſteuer einen Vorgeſchmack von den Freuden, welche Herr Miquel in weiterem Maße ihnen bereiten wollte. An dreitauſend reichsländiſche Weinſteuer-Prozeſſe im Jahre hat Zorn von Bulach konſtatirt und die Vermuthung ausgeſprochen, daß Deutſchland im Falle der Annahme der Steuer 80 000 haben würde.

Die Gefahr iſt abgewendet, unſere Weinkeller bleiben rattenfrei. Die Akademie zur Erziehung von Taxatoren oder urtheilsfähigen Ratten wird nicht errichtet werden, und das iſt vielleicht allein zu bedauern, denn die beſtbeſtandene Prüfung der Zöglinge würde nicht verhindert haben, daß ihre Weinſchätzungen uns noch mehr zu lachen gegeben hätten, als die Gutachten ärztlicher Autoritäten über den Geiſteszuſtand von Delinquenten.

Die geſtrige Reichstagsdebatte.

Die Rede des württembergiſchen Finanzminiſters platzte geſtern wie eine Bombe in den friedlich geſtimmten Reichstag hinein. Man trug überall Leichenbittermienen zur Schau, wie es ſich bei einem Begräbniß ſchickt, Niemand ahnte, daß noch eine große Staatsaktion bevorſtand. Der Eindruck der Rede des württembergiſchen Miniſterpräſidenten war um ſo durchſchlagender, als ſie gänzlich unerwartet kam und weil derartige Regungen eines ſtarken Selbſtſtändigkeitsgefühls in unſeren Parlamenten außerordentlich vereinzelt vorkommen.

Nach dem Miniſter ſprach ein Centrumsmann, wie wir geſtern bereits erwähnten, ſelbſtverſtändlich unter völliger Unaufmerkſamkeit des Hauſes. Die Rede diente offenbar nur dazu, um namentlich den rechtsſtehenden Parteien Zeit und Gelegenheit zu geben, ſich über die Stellungnahme zu dem hervorragenden Ereigniß zu einigen.

Den Reigen der Geſchäftsordnungsredner eröffnete Herr von Kardorff, indem er den Antrag ſtellte, den Reichstag zu vertagen, um den Vertretern der verbündeten Regierungen, namentlich aber dem Herrn Reichskanzler die Möglichkeit zu geben, ſich zu der veränderten Situation zu äußern. Herrn von Kardorff ſcheint das Aeußern einer ſelbſtſtändigen Meinung vom Bundesrathstiſch her etwas ſo Unerhörtes zu ſein, daß er von einer traurigen Perſpektive in die unheilvollen Zuſtände ſprach, die ſich jetzt im Bundesrath eingeſchlichen haben. Die Nationalliberalen und auch Herr Rickert wußten, wie das öfter vorkommen ſoll, zunächſt nicht, welcher Meinung ſie waren. Herr Rickert hielt es für angebracht, zunächſt dem konſervativen Redner in ſeinen Nöthen beizuſpringen, und auch Herr Dr. Hammacher glaubte im Namen ſeiner Freunde dem Vertagungsantrag zuſtimmen zu ſollen. Die verkehrte Auffaſſung entſprang allerdings einem Mißverſtändniß, welches von dem württembergiſchen Miniſterpräſidenten alsbald aufgeklärt wurde.

Mit Einmüthigkeit traten die Redner des Centrums und der freiſinnigen Volkspartei dieſem Antrage entgegen. In dem Auftreten des Herrn von Mittnacht wäre durchaus nichts Auffälliges zu erblicken, er habe nur von dem ihm verfaſſungsmäßig zuſtehenden Recht, ſeine abweichende Meinung von den Beſchlüſſen des Bundesraths im Plenum des Reichstages zum Austrag zu bringen, Gebrauch gemacht, und dieſe durchaus loyale Ausübung eines Rechts könne unmöglich eine ſo außergewöhnliche Maßnahme, wie es die Vertagung des Reichstages in dieſem Falle wäre, rechtfertigen. Der Abg. Richter betonte u. A., daß er keinen Augenblick zögern würde, dem Vertagungsantrage ſeine Zuſtimmung zu geben,

---

Dekorirt.

Herr Spuller, der neue Miniſter der Wiſſenſchaften und der Künſte, hat jetzt zehn Namen dekorirt. Das iſt in Paris immer eine große Sache. Dort gelten ja Orden noch. Das rothe Bändchen ſchmückt nicht nur. Es nützt. Auch nach Cornelius Herz.

Keinen Würdigeren konnte es als Ferdinand **Fabre** treffen, den Dichter der geiſtlichen Welt. Das iſt eine echte, redliche, reine Größe. Er hat noch lange nicht den Ruhm, den ſeine kräftige und ſtrenge Kunſt verdient. Woher auch? Reklame ſcheut er und weiß nicht, wie es gemacht wird. Er iſt ungeſchickt, ſchüchtern, linkiſch, präſidirt keinen Banketten, redigirt keine Manifeſte, trommelt und trompetet nicht und die Künſte des Interview, die Zola unermüdet wöchentlich übt, ſcheinen ihm fremd: er fehlt ſogar in der Enquete des Huret, die doch ſonſt gravitätiſch die letzten Zwerge ſelbſt vernahm. Man ſieht ihn bei keinem Rennen, keiner Premiere. Er verſteht das Geſchäft nicht. Er iſt ein ſtiller Eremit der Kunſt, fern vom Gedränge der ungeſtümen Cliquen, unmodern, unpariſeriſch, unſtädtiſch, Provinz in jeder Geſte, ein frommer Bauer, gerade, ſchlicht und von einem altväteriſch ehrbaren, ſchweren, umſtändlichen Ernſte. So hat er denn auch eine Stellung wie etwa Storm oder Wilhelm Raabe: der Menge fremd, aber von einer treuen, folgſamen, herzlichen Gemeinde ſehr geliebt. Das kommt ſchon von ſeinem Stoffe: wer fragt heute nach den Sitten, Leidenſchaften, Mühen der Pfarrer in den Cevennen? Und es kommt auch von ſeinem harten, rauhen, ungefügen Stile, der allen Reiz geſuchter Farben und jede feinere Liſt verſchmäht. Er erzählt das Leben der Prieſter auf dem Lande, mit ihrer Güte, Milde, Demuth den kleinen Sorgen, den nichtigen Freuden, aber auch ihrem Neid Dünkel, Zorn. Da iſt der Abbé Courbezon, mit ſeiner lieben Thorheit in den weltlichen Dingen, der Allen helfen, immer bauen, Schulen und Spitäler ſtiften will. Da iſt der Abbé Capdepont, mit der wilden und vermeſſenen Sucht zu herrſchen, zu ſteigen, Macht zu üben. Da iſt der Abbé Roitelet, der ſeiner närriſchen Luſt nur lebt, Vögelchen zu fangen. Und ſo weiter: gute und ſchlimme, heftige und geringe, verwegene und ſcheue — 2 einfach treu, ja oft ein bischen grob und plump erzählt. Der Stoff kann ungläubige Städter nicht reizen, die Form Verwöhnten nicht gefallen. Aber man fühlt ein wahres, tiefes, mächtiges Gefühl und das iſt es doch ſchließlich allein, was in der Kunſt wirken kann und gelten darf.

Georges **Rodenbach** iſt Belgier. Einer von den „Jungen“, die ſich um den ſtreitbaren Edmond Picard ſchaarten, wie Lemonnier, Verhaeren, Eckhoud, Lerberghe, Maeterlinck, Giraud. Er hat die Stimmung dieſer müden, an ſanften Waſſern träumeriſchen Städte, wie Brügge oder Gent. Er iſt weich, zage, ſcheu, Anfangs ſehr im Banne des François Coppee und, wie Catulle Mendes von ihm geſagt hat: un peu juste milieu. Kraft, Leidenſchaft, Größe fehlt. Alles iſt in halben, zagen Farben, leiſe und verſchleiert. Die Verſe „Du Silence“ und „Le voyage dans les yeux“ ſind ein bischen dunkel. Das Beſte hat er in dem Roman „Bruges-La-Morte“ gegeben, der nur freilich kein Roman iſt. Ein ſehr wunderliches Buch, mit Gravüren der Stadt, Straßen, Gaſſen, Klöſtern, Kirchen, Thürmen und Kanälen: denn es will dieſe Stadt in dem Leſer wecken, wie ein menſchliches Geſchöpf, das die Seelen ſtimmt, formt und führt, ja die Handlung ſchafft. Freilich mehr ein lyriſches Thema, aber neu, ſchön und von heimlich ſüßen Reizen.

Georges **Feydeau**, der Eidam des Carolus Duran, der Liebling des Palais Royal, ein Finder unwiderſtehlicher Buffonerien. Der Pariſer lacht, wenn er nur den Namen hört. Es iſt ſchwer, ſeinen Witz zu definiren. Er holt nicht, wie Kurteline, die tiefe Albernheit der Dinge aus dem Leben. Er hat nicht, wie Biſſon, dieſe zwingende Mathematik des Abſurden. Er kommt und man lacht. Er nimmt die Hörer im Wirbel. Es giebt kein Sträuben. Man fühlt ſich wie nächtlich, unter Duft von Weinen, Roſen, Fleiſch, in einem Kabinet mit angenehm entknöpften und geſelligen Damen. Wer kann morgen noch ſagen, was da heute war? Man darf dieſe Späße nicht vor das Gericht des hellen Tages ſtellen. Im Haſchiſch der Laune wird alles Luſt und Jubel. So iſt es mit ſeinen Stücken. Der Nüchterne kann ihre Wirkung nicht verſtehen. Aber es bleibt keiner nüchtern. Man darf ſie nicht erzählen. Sie klingen dürftig und leer. Einer läuft einem Mädel nach, ſeine Frau will ſich mit einem Freunde rächen; die beiden Paare treffen ſich und werden von einem dritten, das ſich in der Etage irrt, und von der Polizei geſtört, die ſich in der Thüre irrt — das iſt die Geſchichte von Monsier chasse. Der Gatte ſoll zum Militär, aber für ihn wird der Liebhaber erwiſcht und Beide dienen nun in einer Kompagnie — das iſt, ein bischen Fledermaus und ein bischen Hochzeit des Reſerviſten, die Geſchichte von Champignol malgré lui. Einer hat ſeine Geliebte ſatt, die ihn nicht laſſen und um jeden Preis vor ſeiner Braut kompromittiren will — das iſt die Geſchichte von Un fil à la patte. Es klingt ſtets gemein, banal und alt. Aber man lacht, man kann ſich nicht helfen: man lacht. Es nützt nichts: man lacht. Wie Champagner iſt in jeder Szene.

Die Ehre des Marcel **Prévoſt** wird die Künſtler nicht freuen. Sie mögen ihn nicht. Saint-Croix hat ihn un jeune homme industrieux genannt, qui économise son propre tabac en refumant les vieux bouts de cigarettes qu'a laisser traîner. George Sand und Octave Mirbeau haben von ſeinen petites histoires d'amour geſagt: c'est de la marchandise, comme des balles de coton, des cagnes de harengs; encore ces marchandises — là sont utiles, et celles de M. Marcel Prèvost ne sont utiles à rien, puisqu'elles n'évoquent aucune beauté, aucune pensée. Das iſt hart. Aber es ſtimmt. Er hat es verdient. Er iſt der Ohnet für die reifere Kapitaliſtin auf dem Sopha. Er kitzelt müſſige Matronen. Alles iſt Rechnung auf rohe, häßliche Inſtinkte. Gedanken, Gefühle fehlen. Dabei hat er noch literariſchen Dünkel. Er möchte Schulen ſtiften, Loſungen verkünden, den „Roman der Zukunft“ geben. Immer ſchlägt er die Pauke und lärmt. Er hat die Phraſe vom roman romanesque erfunden, in der préface vor der inſipiden Geſchichte „la confession d'un amant“. Große Worte, die nichts halten: „le beson d' une expression romanesque de la vie est une des catégories de la conscience et de l'esprit humains; il subsiste tant que subsiste l'humanité, avec ses rêves, ses émotions passionelles, ses espérances indéterminées.“ Die richtige Aeſthetik in der richtigen Form für die verdauenden Klaſſen.

So war es am Ende nur billig und gerecht, das Bändchen auch Herrn Jean **Rameau** zu geben. Er iſt der am meiſten dinirende Poet, der reine Fulda von Paris. Er wird immer zum ſchwarzen Kaffee ſervirt mit ſeinen weichen, verzuckerten Verſen. Mein Gott, Belac iſt todt, die Zeiten ſind ſchwer und die Reichemberg kann ſich nicht Jeder leiſten. In dieſen Verſen zwitſchern immer Vögelchen, die Roſen blühen immer, der Himmel blaut, es iſt ein Duft von Kölner Waſſer, alles macht ſich niedlich und man weiß dann erſt, wenn man dazu eine gute Chartreuſe trinkt, wie ſchön doch die Welt iſt.

Zwei Muſiker ſind auf der Liſte, Charles **Lecocq**, der Komponiſt der Angot, des kleinen Herzogs, der Giroſle, und Emile **Peſſard**, der Komponiſt der folies amoureuses und Mademoiselle Carabin. Dann Alfred **Blau**, der Librettiſt von Reyer, des Sigurd und der Salammbo und Albert **Vandal**, der einen „Napoleon I. und Alexander I.“ und eine „Eliſabeth des Ruſſie“ ſchrieb, die man rühmt. Endlich der laute, ungeſtüme, immer thätige **Carvalho**, der Direkter der Komiſchen Oper, der die breiteſten Hüte, die ſteifſten Kragen und den beſten Tiſch von Paris hat.

Hermann Bahr.